

«Götzendienst leisten wir nicht»

• SIMON JÄGGI

Es war das erste Mal, dass ich von Niklaus Meienberg hörte, gerade als sein kalter Körper aus der Wohnung in Oerlikon getragen wurde. Zwei Tage lag er dort, es war der 24. September 1993. An diesem Freitagabend lief das Radio laut, als ich von der Schule kam, den Rucksack in die Ecke schleuderte. Mutter blickte nicht hoch. Der Meienberg sei tot, sagte sie. Umgebracht habe er sich; mit einem Kehrichtsack sich selbst erstickt, zuvor Alkohol und Tabletten geschluckt. Damals war ich dreizehn, die Szene blieb mir im Gedächtnis. Vielleicht nur, weil ich mir lange nicht vorstellen konnte, wie dieser Meienberg dahinging; auch als alle Organe nach Sauerstoff flehten, sich nicht den Sack vom Kopf riss.

«Bleibt natürlich: die Liebe (zum Körper, zum Verstand, zum Geist der Geliebten). Oder jedenfalls die Sehnsucht, die Begierde, das Begehren, das Wünschen, das Verlangen, das Plagen. Ist aber manchmal eine anstrengende Heimat, le désir. In Paris gibt es eine Passage du désir.»
(«Verschiedene Heimaten»)

Der Satz wurde mir ins Ohr geflüstert, während einer Vorlesung an der Universität Fribourg: Zweiter Zusammenstoss mit dem Meienberg der Aufprall war heftig, wirkte nachhaltig. «Zunder» hiess das Buch, und ich brannte. O.M., der Souffleur, wurde mein Dealer, besorgte mir den Meienberg-Stoff; wie eine Hyäne verschlang ich, was er mir übrig liess. Die 500 Seiten der Biografie von Marianne Fehr waren Futter für zwei Tage, die WoZ wurde vor allem bestellt, weil dem Neuabonnenten zwei Reportagenbände winkten.

Am Anfang war die Sprache, die mir imponierte. Helvetismen montierte er hinein, kreierte Begriffe, nannte die Dinge beim Namen: In der Reportage «Blochen in Assen» beschrieb er Motorradauspuffe als «geil aufgestellte Schwänze». («Tages-Anzeiger»-Verleger Otto Coninx, der ihm kurz zwei Reportagen später Schreibverbot erteilte, missfiel der Ausdruck. Meienberg fragte darauf öffentlich, ob Frau Coninx nächtlicherweise sage: «Otto, gib mir mal dein Geschlechtsmerkmal.»). In Gedichten klaute er Verse, er übernahm ganze Gedichte, ohne den Autor zu nennen. Begründung:

«Verse müssen nicht immer Eigengebräu sein, sie können auch von jemandem stammen, der das, was man sagen wollte, so gut formuliert und mir derart aus dem Herzen spricht, dass ich den anderen reden lasse.» («Die Erweiterung der Pupillen beim Eintritt ins Hochgebirge»)

Die Unverfrorenheit erinnerte mich ans Sampeln im Rap, der den Funk, den Soul plündert. Tradition bedeutete für Meienberg, «Errungenschaften der Abgeschiedenen» nicht ungenutzt verrotten zu lassen. Als ich auf Meienberg stiess, lechzte ich als einer, der unter die Journalisten will nach solchen Frechheiten, wie streng gehaltene Internatsschüler nach Punkrock. Vorher quälte ich mich mit Wolf Schneiders dogmatischen Journalismushandbüchern. Klar, anfänglich versuchte ich zu formulieren wie er; schnell verwarf ich das Projekt: Meienberg steht als Vorbild dafür, sich keine Vorbilder zu halten.

Er gewährte seiner eigenen Schreibe Auslauf, liess sie nicht von Dienstälteren an die Leine nehmen. «Quelque chose dérotique» sei seine Beziehung zum Schreiben, sagte er einst, und werkelte ein Redaktor an seinen Texten, empfand er es, als schnitte man ihm ins Fleisch. Bei der «Weltwoche» kündete er 1970, nachdem ein Interview zur Hälfte gekürzt worden war. Als er ab 1976 unter TA-Schreibverbot litt, verglich er das Nicht-Publizieren-Können mit «Erstickungsanfällen».

Einer, der unter die Journalisten will, tut es wohl gescheiter mit einem gesünderen Lebensentwurf. Strapaziös war Meienbergs Vollkontakt-Journalismus, verwegen waren seine Recherchemethoden. Als François Mitterrand ein Interview verweigerte, setzte sich Meienberg bei einer öffentlichen Veranstaltung ungefragt ins Auto; der spätere Präsident gewährte ein langes Gespräch. Meienberg behauptete, er wolle den Unteren eine Stimme geben, den hohen Herren putzte er die Kutteln. Liest man heute Zeitung, glaubt man kaum, dass einer einst so frech sein konnte. Demokratie sei auch frech, antwortete er jeweils und rügte die Berufskollegen:

«Wie wollt ihr denn Journalisten sein, wenn ihr nicht frech seid?» («Kurzer Brief zum Abschied»)

Da es sonst so still geworden war um den Verblichenen, wähten sich O.M. und ich alleine mit unserer Begeisterung bis ans Licht trat, dass da noch andere waren: einer war nur an die Uni Fribourg gekommen, weil Meienberg hier ein bisschen studiert hatte, einer unterhielt schon seit Jahren eine Meienberg-Website. Unabhängig spürte jeder den Meienberg auf, alle erst nach seinem Tod.

«Tot ist einer erst, wenn sich niemand mehr an ihn erinnert» («Es ist kalt in Brandenburg»)

Den Berserker erlebten wir nie, die Mimose; mussten nie Kollegen sein, wenn er wieder eine Depression kultivierte. Vielleicht idealisieren wir ihn. Doch Götzendienst leisten wir nicht es würde ihm den letzten Lebensgeist aushauchen. Auswüchse des Kults beschränken sich auf Details: Auf Recherche gehe ich ausschliesslich mit einem Plastiksack. Was der Journalist, Historiker, Schriftsteller hinterlässt, sollen seine Gefährten und Gegenspieler beurteilen, nicht wir Nachgeborenen. Wir lesen derweil Meienbergs Reportagen; sie dünken uns schlicht aufregender als das, was heute in den Blättern steht, in denen er damals schrieb.

Die «Nachgeborenen» nennen sich nun offensiv-offiziös «Gruppe Meienberg», sammeln stets Material, renovieren auf den zehnten Todestag die Website (<http://www.meienberg.ch>), wo in einer Kolumne Zeugen der Meienberg-Epoche erzählen werden. Alt Bundesrat Kurt Furgler hat die Anfrage bisher nicht beantwortet.

Der Autor, Jahrgang 1980, arbeitet als freier Mitarbeiter für das «Bund»-Stadtrassort.
